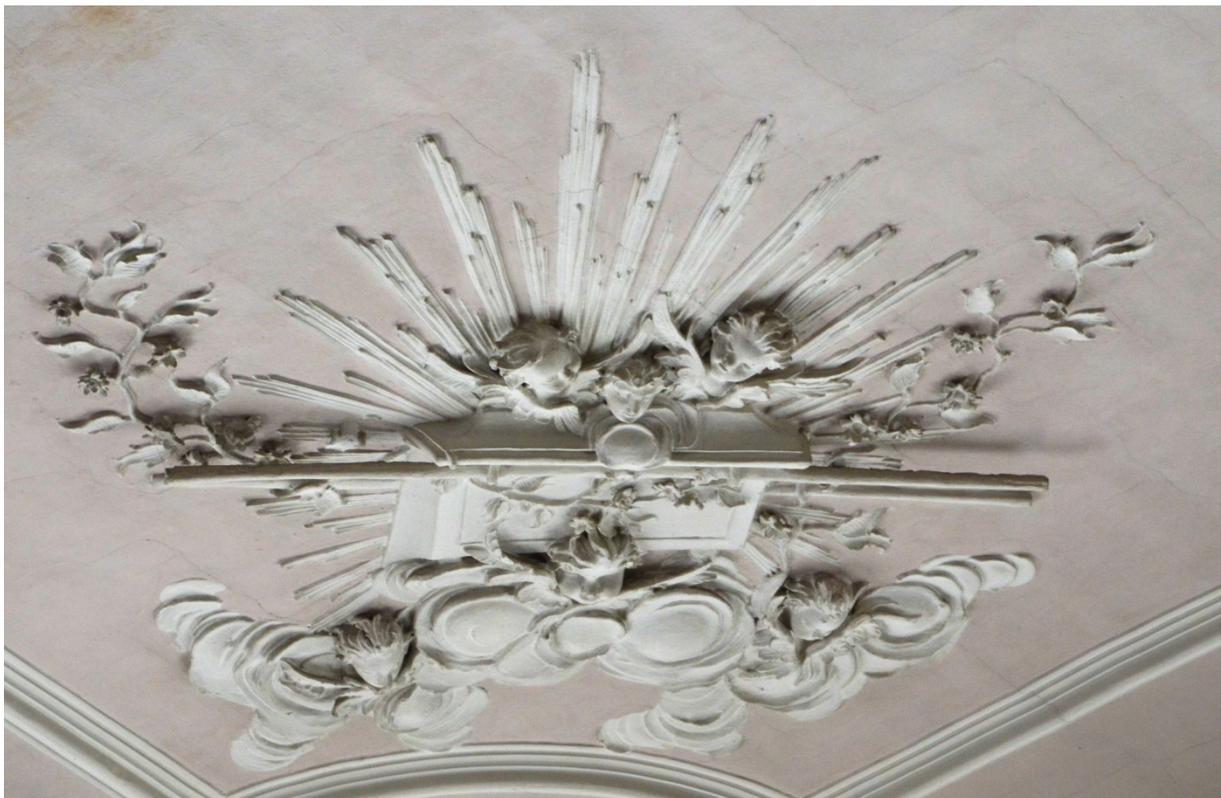


Die Spitalkirche Bayreuth als Markgrafenkirche
Vier Andachten zu den Symbolen im Deckenstück von Pfarrer Hans Peetz

1. **Indiana Jones, der Jäger des verlorenen Schatzes** (20.12.2018)

Kennen Sie Indiana Jones? Der berühmte Filmmacher Steven Spielberg brachte 1981 den ersten Film mit den Abenteuern dieses Schatzsuchers auf die Kinoleinwände. Man könnte sagen: James Bond für Archäologen. Der erste Film heißt: „Jäger des verlorenen Schatzes“. Dass es um die Bundeslade aus dem Alten Testament geht, verrät der englische Originaltitel, übersetzt: „Plünderer der verlorenen Bundeslade“. Die Plünderer sind die Nazis, die das wertvolle Stück aufspüren, ausgraben und davonschleppen. Denn sie erhoffen sich davon Unbesiegbarkeit. Doch als sie die unscheinbare Holzkiste öffnen, finden sie nur Staub – den Staub der Gebotstafeln, die Mose einst auf dem Berg Sinai direkt aus Gottes Hand empfangen hat. Das größte Heiligtum des Volkes Israel, Zeichen seiner Erwählung, Pfand des Bundes, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat, zu Staub zerfallen. Doch das ist nur die eine Seite, die Enttäuschung. Die andere ist, dass die Bundeslade ihre Macht behalten hat, auch nach 3000 Jahren, den beim Öffnen bricht ein Lichtstrahl und ein Feuer hervor, das alle tötet, die hineinschauen. Natürlich überleben der Filmheld Indiana Jones und die Frau an seiner Seite.



Welche tödlichen Kräfte von dieser Kiste ausgehen, das hatte schon der König David erlebt, als er das Heiligtum in seine neue Hauptstadt Jerusalem bringen ließ. Ein Soldat von der Begleiteskorte, die schon damals verhindern sollte, dass die Bundeslade nochmals von den Feinden Israels gestohlen wird – dieser Soldat springt hin und will die Kiste halten, als sie vom Ochsenkarren herunterrutscht. Er ist auf der Stelle tot. Die Macht kommt daher, dass Gott selbst in dieser Lade wohnt. Der

heilige, allmächtige Gott, vor dem alles vergehen muss wie Wachs in der Feuerhitze (So heißt es in einem Lied).

Auch von unserer Bundeslade an der Decke gehen die Strahlen aus. Strahlen wie die der Sonne. Sie bringt uns Licht und Leben, aber sie blendet, sie zerstört das Augenlicht. Und wenn wir uns mit dem Raumschiff nähern könnten, würden wir verglühen wie das Wachs. In den Markgrafenkirchen geht dieser Strahlenkranz nur von Gott selbst aus, vom dreieinigen Gott, vom Vater, vom Sohn Jesus Christus und vom Heiligen Geist in der Gestalt der Taube. Der Strahlenkranz um die Bundeslade beweist: hier ist Gottes Gegenwart. Als König Salomo, der Sohn Davids, den Tempel in Jerusalem baute, ließ er das Allerheiligste durch einen großen Vorhang abtrennen. Hinter diesem wurde die Lade aufbewahrt. Nur der Hohepriester, kein Mensch sonst, durfte das Heiligtum betreten, den Ort, wo Gott wohnt, wo er gegenwärtig ist.

Ja, wo wohnt Gott. Wir sagen ganz einfach: im Himmel. Man müsste es herumdrehen: Wo Gott ist, da ist der Himmel. Das sagt unsere Stuckdecke. Denn die Lade ist umgeben von Wolken und Engeln. Darunter drei, darüber drei. Die Flügel der beiden äußeren oben bilden ein Dreieck. Alle weist auf die Trinität, die Dreieinigkeit Gottes hin. Wie heißt es im Lied „Tut mir auf die schöne Pforte“: „Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier.“

Alles in diesen Kirchen spricht davon, dass Gott gegenwärtig ist, dass sein Licht leuchtet wie die Sonne; dass der Himmel, das Reich Gottes mitten unter uns ist. Im Adventslied „O Heiland, reiße die Himmel auf“ wird der Prophet Jesaja zitiert, der verzweifelt ruft „Ach, dass du den Himmel zerrissest und führest herab“. Es ist, als schlänge er gegen eine Eisentür. Hier, an dieser Kirchendecke ist der Himmel offen.

Ich habe diese Darstellung mit der Bundeslade bewusst an den Anfang gestellt, vier Tage vor Weihnachten. Die Bundeslade ist eine Holzkiste. Sie hat zwei Griffe auf jeder Seite zum Tragen. Wir kennen das von Prozessionen, bei denen ein Heiligtum voraus oder in der Mitte des Zuges getragen wird. Oder von Königen, die auf einer Sänfte getragen wurden. Im Film von Indiana Jones ist es nur eine unscheinbare Holzkiste, nicht so schön geschmückt mit Blumen wie unsere Bundeslade. Die Engländer, die das Beutestück zuletzt erobern, verstecken es. Sie stellen es einfach in ein Lager mit vielen Holzkisten. Die schauen alle gleich aus. Da findet keiner diese besondere heraus. Das beste Versteck.

Die Holzkiste erinnert mich an die Futterkrippe, in der das Jesuskind geboren wurde. Ich habe, als ich noch Pfarrer dieser Gemeinde war, schon zweimal schnell eine Krippe zusammen gezimmert kurz vor Weihnachten aus ein paar Bretterresten und Latten aus meiner Werkstatt. Wirklich kein Kunstwerk, eben eine Kiste. Jesus ist der Kiste. Gott selbst in einer Kiste. Den übersieht man leicht, so wie im Film die Bundeslade unter den tausend Holzkisten im englischen Lager. Ein Kind wie jedes andere, ein Kind einfacher Leute wie Tausende.

Aber wer Augen hat zu sehen, wem die Engel die Augen geöffnet haben so wie den Hirten von Bethlehem, oder wem ein Stern mit seinen Strahlen den Weg gewiesen hat wie den Sterndeutern aus dem Morgenland, der sieht mehr. Der sieht aus dieser Kiste die Strahlen hervorbrechen. Der sieht in diesem Kind, dem Säugling, „in Windeln gewickelt“ schon den Heiland und Erretter, so wie wir in „O du fröhliche singen“: Christ der Retter ist da.

Dass diese ganz besondere Holzkiste nicht in einem Tempel steht, nicht in einem heiligen Bezirk hinter dicken Vorhängen, nicht abgeschirmt durch die Tempelpolizei mit einem strikten Verbot „Zutritt für Normalsterbliche verboten“, sondern in einem Stall, wo jeder hinein kann, mitten unter den Leuten, zwischen Ochs und Esel und dem ganzen Vieh, dort, wo der Bauer seine Arbeit tut – das ist das ganz besondere unseres christlichen Glaubens. Man könnte sagen: das Alleinstellungsmerkmal. Überall lässt Gott sich finden, überall kann sein Lichtschein hervorbrechen, oder zumindest ein Strahl von diesem Licht. Das ist ja auch unsere Hoffnung für die kommenden Weihnachtstage, dass über der Tischplatte, um die herum wir zusammensitzen oder auch alleine sind, dass da nicht nur ein paar Kerzen brennen, sondern da Gottes Licht aufgeht. Ob dieser Tisch nun ein alter Holztisch ist, mit einfachem Essen darauf, oder eine festliche Tafel mit Kerzenleuchtern und feinsten Speisen. Das ist unsere Hoffnung, dass über diesem Tisch ganz unsichtbar ein paar Engel flattern. Und auch unter dem Tisch, wo man im Verborgenen schon einmal einen Tritt verteilt.

Die echte Bundeslade ist wahrscheinlich im Jahr 578 vor Christus zerstört worden, als der Tempel von Jerusalem zerstört wurde. Oder die Eroberer haben bei der Plünderung das Gold und die Edelsteine abgerissen, mit der man das Heiligtum geschmückt hat, und die Holzkiste zum Brennholz geworden. Aber die Krippe stellen wir jedes Jahr wieder neu auf. Wir Christen wissen, wo wir Gott finden.

2. Bienenstock in der Kirche? (27.12.2018)



Viele Besucher der Spitalkirche, die sich die Stuckdecke genauer anschauen, halten das Gebilde vorne rechts für einen Bienenstock. Was hat der zu bedeuten, wo doch in diesen Barockkirchen jeder Gegenstand, jedes Bild, jedes Symbol seine tiefere

Bedeutung hat, so wie ein Puzzlestück zur Verkündigung der christlichen Botschaft. Da gäbe doch so ein Bienenstock einiges her. Bienen sind fleißige, nützliche Tiere. Sie produzieren nicht nur Honig, sondern bestäuben die Bäume. „Seid fleißig wie die Bienen und tut etwas Nützliches“, könnte die Botschaft lauten. Im Bienenkorb bilden die Tiere einen Staat, da ist alles gut organisiert und geordnet von den Arbeitsbienen bis zur Königin. Auch das könnte ein Vorbild sein, nämlich für ein funktionierendes Gemeinwesen. Wenn die Bienen im Frühling die blühenden Obstbäume umschwirren und sich auf den Blüten niederlassen, verstärkt das den Eindruck, wie wunderbar Gottes Schöpfung ist. Das würde dann gut zu den Blütenranken passen, die auch unsere Stuckdecke zieren. Und Honig ist bei den Griechen die Speise der Götter. Dem Volk Israel, als es von Ägypten auszog, war ein Land versprochen, in dem Milch und Honig fließt. So etwas wie der Himmel auf Erden. Dieses würde sich wiederum gut in die Markgrafenkirchen einfügen, in denen sich der Himmel auftut und die Menschen einen Vorgeschmack bekommen auf all das Schöne und Süße, was sie einst in Gottes himmlischem Reich erwartet.

Honig kommt in der Bibel häufig vor, die Bienen nur selten. Und wenn, dann nicht als Honigproduzenten, sondern als wilde Bestien, die nur eins im Sinn haben: die Leute zu überfallen, zu jagen und zu stechen. Aber an unserer Decke, das ist gar kein Bienenstock, sondern ein Stapel von fünf runden Broten. Man nennt sie „Schaubrote“. Zuerst, als das Volk Israel noch unterwegs war und keinen Tempel hatte, lagen die heiligen Brote im Bundeszelt. Dort, wo auch die Bundeslade mit den Gebotstafeln aufbewahrt wurde. Also dort, wo Gott gegenwärtig war. Deshalb lautet der hebräische Ausdruck auch: „Brot des Angesichts“. Dort, wo Gottes Angesicht leuchtet, da ist er ganz nah.

Eigentlich waren es ja zwölf Brote. Sorgfältig aufgeschichtet in zwei Stapeln zu je sechs. Zwölf, das ist die Zahl der zwölf Stämme Israels und später dann die Zahl der Jünger Jesu. In vielen Religionen gibt es solche Schaubrote. Bei Israels Nachbarvölkern mussten die Menschen die Götter mit Essen versorgen. Was sie übrig ließen, durften die Tempeldiener verzehren. Auch bei den Juden bekamen die Priester nach einer Woche das altbackene Gebäck, aber es hatte eine andere Bedeutung. Vielleicht so wie bei uns am Erntedankfest das Erntedankbrot mit den Ähren darauf und der Aufschrift: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Und weil Gott so reichlich gibt, wird aus der Bitte ein Dankgebet.

Aber hier an der Decke sehen wir nur fünf Brote. Das ist wieder eine andere Geschichte. Als König David, von dem wir ja letztes Mal auch gehört haben, wie er die Bundeslade nach Jerusalem brachte – als David vorher auf der Flucht war vor dem König Saul, da kam er beim Priester Ahimelech vorbei und wollte für sich und seine paare Leute etwas zum Essen; so etwa fünf Brote. Der Priester hatte nichts zu Hause. Aber dieser David galt als Gesandter des Königs. Ahimelech wusste nichts von dem Zerwürfnis und David beschwindelte ihn: er sei in geheimer Mission des Königs unterwegs. Und außerdem erzählte man sich überall herum, wie dieser junge Mann den Riesen Goliath erlegt hatte. Mit so einem ist nicht zu spaßen, wenn der Hunger hat mit seinen Kumpanen. Also geht der Priester ins Heiligtum und holt die fünf Brote. Nicht ohne sich zu vergewissern, dass David und seine Leute nicht unrein wären. Denn die heiligen Brote durfte man nur essen, wenn man rein war. Das hieß für die Männer, dass sie eine Zeitlang nichts mit einer Frau hatten. Aber dafür waren

sie schon lang genug alleine unterwegs. Also rückt Ahimelech die fünf Brotlaibe heraus.

Diese Geschichte ist eher eine Randnotiz in den Königsgeschichten des Alten Testaments, wie sie in den beiden Samuelbüchern und den beiden Büchern der Könige berichtet werden. Kein Grund, an sie zu erinnern an der Decke einer christlichen Kirche. Da soll doch das Evangelium, die Botschaft von Jesus Christus verkündet werden. Und tatsächlich: in unsere Kirche ist der Stapel von fünf Schaubroten, der aussieht wie ein Bienenstock, nur deswegen gekommen, weil Jesus selbst an die alte Geschichte erinnert hat. Auch Jesus und seine Jünger haben Hunger. Sie kommen an einem Feld mit reifem Getreide vorbei und brechen ein paar Ähren ab, streifen die Körner heraus und zerkauen sie. Das war nichts Verbotenes, das war wohl so üblich. Das Problem war vielmehr: es war Sabbat. Dieses „Ährenraufen“ aber galt als Arbeit, Erntearbeit. Am Sabbat waren solche Arbeiten strikt verboten.

Besonders die Pharisäer achteten sehr darauf, dass die Gebote eingehalten wurden, vor allem das Sabbatgebot. Wahrscheinlich gar nicht deswegen, um andere zu verpetzen oder ihnen das Leben zu vermiesen. Gottes Gebote waren das Zeichen seines Bundes, sozusagen ein Eheversprechen. Und die Gebote haben vor allem einen positiven Sinn. So sollen helfen, dass das Leben gut wird. Das Sabbatgebot, unser drittes Gebot: du sollst den Feiertag heiligen, hat einen guten Sinn, weil das Leben eben nicht nur aus Arbeit und Mühe, aus Geschäften und Geldverdienen besteht, sondern vor allem Geschenk ist. Wenn wir die Arbeit liegen lassen, dann dient das nicht nur der Erholung, sondern uns kann bewusst werden: das Wesentliche im Leben, das Leben selbst, ist Geschenk von Gott.

Und deswegen wird im Evangelium diese Geschichte vom Ährenraufen am Sabbat, als sich Jesus bewusst über das Sabbatgebot hinwegsetzt und den Streit mit den Pharisäern provoziert – deswegen wird diese Geschichte vom Gesetzesbruch nicht dazu erzählt, dass wir uns auch großzügig über die Gebote hinwegsetzen und uns dabei auf Jesus berufen: der hat sich ja auch nicht daran gehalten. Die Geschichte und das Bild von den Schaubroten sagt: Jesus ist mehr als David. David war der sagenhafte König, seine Herrschaft war eine Glanzzeit des Volkes Israel, nie war das Reich so groß und so bedeutend. Von da an ging's bergab. Und immer hofft man auf einen König, einen Herrscher wie ihn: den Messias, Davids Sohn. Jesus wird so genannt: Davids Sohn. Aber er ist mehr als ein Nachfolger. Jesus wird zwar auch am Geburtsort Davids geboren, in dem Städtchen Bethlehem. Aber er ist nicht nur ein Starker, der sich über die Regeln hinwegsetzt und die Brote aus dem Heiligtum essen darf. Er ist selber das Brot des Lebens. Er speist uns mit Himmelsbrot. Das zeigen die Engel an unserer Decke. Dieses Brot macht satt für ewig, weil es die Seele nährt. Und in den Weihnachtstagen passt gut dazu, dass Jesus in Bethlehem geboren wurde. Denn das heißt übersetzt: Brothaus. Man könnte sagen: unsere Kirche ist so ein Brothaus, nicht nur die Spitalkirche mit diesem Bild, das aussieht wie ein Bienenstock, ein Haus voller süßem Honig.

3. Zuckerbrot und Peitsche? (3.1.2019)



Martin Luther soll auf dem Reichstag in Worms die berühmten Worte gesprochen haben: „Hier stehe ich, ich kann nichts anders.“ Ein Papst in Rom soll im letzten Jahrhundert dagegen gesetzt haben: „Hier sitze ich, ich kann auch anders.“ „Ich kann auch anders“, das klingt nach einem Lehrer, der es im Guten versucht hat, mit Freundlichkeit, mit Geduld, mit guten Worten. Aber wenn es nicht fruchtet, wenn es trotzdem drunter und drüber geht in der Klasse, dann muss er halt zu anderen Mitteln greifen. Früher waren das Strafarbeiten, Nachsitzen oder gar Schläge – „körperliche Züchtigungen“. Die sind heute verboten und werden medienwirksam als Missbrauchsfälle in kirchlichen Internaten aufgearbeitet. Lehrerinnen und Lehrer heute müssen sich andere Sanktionen ausdenken. Am besten funktioniert wohl der Leistungsdruck und die Drohung mit dem Durchfallen.

„Zuckerbrot und Peitsche“ ist ein altbekanntes Erziehungsrezept. Wenn du brav bist, wenn du dich anstrengst, wenn du gute Leistung bringst, dann gibt's „Zuckerle“ – in welcher Form auch immer: gute Noten, Fleißpunkte. Bei uns gab's für jeden Einser im Zeugnis am Schuljahresende eine Mark und für einen Zweier ein Fünzigerl. Das wichtigste war jedoch die Anerkennung, das Lob. Aber wenn es nicht klappt, wenn du faul bist und nachlässig, wenn du Blödsinn im Kopf hast, dann gibt's die Peitsche; zuerst die Drohung und dann die Strafe: schlechte Noten, Taschengeldentzug, Hausarrest. Und in der Beziehung zu Vater und Mutter, oder wer sonst wichtig ist für einen, böse Blicke, Schimpfen, Liebesentzug, Verachtung.

Für dieses Prinzip stehen an unserem Deckenbild die zwei Gebotstafeln. Die sind nur angedeutet, aber jeder wusste gleich, worum es sich handelt: die zehn Gebote, die Gott dem Mose auf dem Berg Sinai gab. Die Theologen nennen es „das Gesetz“. Nicht nur, weil diese zehn Gebote so etwas wie der Kern unserer Gesetze sind. Aus

den zwei Tafeln sind dicke Gesetzbücher geworden. Die zehn Gebote konnte man noch an zwei Händen abzählen und sich gut merken: für jeden Finger eins. Aber mit der Auslegung wurde es schon schwieriger: du sollst nicht töten – ja, aber die Todesstrafe drohte schon bei Vergehen, die uns heute nebensächlich erscheinen, und für den Krieg galt das fünfte Gebot auch nicht.

Aber darum geht es heute nicht, sondern um dieses Prinzip von Belohnung und Strafe. Das funktioniert ja bis heute ganz gut und treibt manche zu Höchstleistungen. Vielleicht geht es gar nicht anders, in der Schule, in einem Betrieb, in einem Staat: wer sich an die Regeln hält und etwas leistet, etwas Gutes tut und Gutes hervorbringt, wird belohnt. In der Wirtschaft sagt man dann „incentives“, Anreize, zum Beispiel eine Reise, um die Mitarbeiter zu motivieren. Wer sich daneben benimmt, die Regeln verletzt wird bestraft, wer nichts leistet bleibt sitzen oder fliegt raus. Der Chef kann eben auch anders. Das funktioniert. Vielleicht geht es nicht anders.

Neben den Gebotstafeln ragt allerdings eine Lanze in die Höhe, überragt die Tafeln – eine tödliche Waffe. Der Apostel Paulus, der selbst einmal ein jüdischer Theologe und Schriftgelehrter gewesen war, schreibt: das Gesetz tötet. An sich sind die Gebote und all die Regeln, die daraus entwickelt wurden, gut. Sie regeln das Zusammenleben, sie schützen die Schwachen, sie wollen zu einem guten Leben helfen. Sie fördern die Leistungsbereitschaft, besonders wenn das höchste Gebot lautet „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, mit allen deinen Kräften, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Martin Luther ist als junger Mönch an diesem Gebot zerbrochen. Er wollte ja Gott lieben, aber stattdessen kam in ihm Hass auf. Gott fordert Liebe, aber droht zugleich mit den schlimmsten Strafen. Kann man so jemand lieben, bei dem man immer fürchten muss, dass er auch ganz anders kann und irgendwann die Peitsche herausholt, wenn man nicht gut genug ist.

Für die Leistung mag das Prinzip von Zuckerbrot und Peitsche ganz gut sein. Für die Beziehung, für das Vertrauen, für die Liebe ist es tödlich. Denn es baut auf der Angst auf. Der Mensch ist eben nicht nur gut, bringt eben nicht nur Bestleistungen, sondern versagt immer wieder und hat auch das Böse in sich. Wenn die Beziehung davon abhängig ist, dann muss man immer die Peitsche fürchten, den Liebesentzug. Dann gibt es keine Gewissheit, kein Vertrauen.

Im rechten Winkel zu den Gebotstafeln und der Lanze sehen wir ein großes Kreuz, sehr viel größer als die Tafeln. Und daneben auch ein Stab, allerdings mit Blumen und Bändern. Ich verstehe das als Zeichen des Lebens und der Freude, genauso wie die Blumenranken dazwischen. Aber ist das Kreuz nicht ein Zeichen des Todes und der Gewalt, ein Hinrichtungswerkzeug wie der Galgen oder der elektrische Stuhl heute. Ja, auch da ging es um Leben und Tod. Er, der Eine, der eingeborene Sohn Gottes, der selbst Gott ist, aus Gott in Ewigkeit geboren, das Wort, das Fleisch wurde, er stirbt am Kreuz. Er stirbt wie ein gewöhnlicher Mensch, ja wie ein gewöhnlicher Verbrecher, Opfer eines Justizirrtums und der Gewaltherrschaft, Opfer eines Unrechtssystems wie Tausende, Millionen in der Menschheitsgeschichte. Aber mit den Augen des christlichen Glaubens ein besonderer, ein ganz anderer Tod. Nicht nur, weil dieser Jesus von Nazareth am Kreuz seinen Feinden vergibt und für sie Gott um Vergebung bittet. Sondern vor allem, weil dieser Tod unsere Beziehung zu Gott verändert.

Die Menschen damals haben die Bedeutung dieses einmaligen Sterbens mit ihren Worten, ihren Bildern ausgedrückt. Es war die Sprache des Opfers, wie es im Tempel gepflegt wurde (wir kommen auf das Opferlamm). Jesus Christus ist das Opferlamm, das stellvertretend gestorben ist und alle unsere Schuld auf sich nimmt, die Sünde, also all das, was uns absondern kann von Gott. Für mich hat es der Apostel Paulus im Römerbrief im 8. Kapitel am schönsten und treffendsten formuliert: Nichts kann uns trennen von der Liebe Gottes.

Das ist eben der Unterschied zu „Zuckerbrot und Peitsche“, dass der, der diese Erziehungsmittel gebraucht, immer auch anders kann. Ob das ein gutes Erziehungsmittel ist, sei dahingestellt, auch wenn der Wunsch nach Belohnung und die Angst vor Strafe zu Höchstleistungen antreiben können. Aber für eine vertrauensvolle Beziehung, für die Liebe ist dieses Prinzip völlig untauglich. Denn Liebe lässt sich nicht durch Belohnung kaufen. Und die Angst ist der größte Feind des Vertrauens. Wer liebt, kann eben nicht anders. Auch wenn er sehr darunter leidet, wenn der andere die Liebe nicht erwidert oder ihr gar zuwider handelt.

Dieses sprechende Bild an der Decke unserer Spitalkirche drückt aus, was man in der Sprache der lutherischen Theologie auf die Formel „Gesetz und Evangelium“ brachte. Das Gesetz tötet, das Evangelium von Jesus Christus befreit zum Leben. Beides stellt eine himmlische Gabe dar. Das zeigen die Engelsköpfe und die Wolken. Ja, auch das Gesetz mit der tödlichen Lanze. Nämlich dann und nur dann, wenn es über die Verzweiflung zum Kreuz hinführt, zur Erlösung. Ungefähr so wie bei Martin Luther.



4. Ist das Lamm fromm? (10.1.2019)

Das Schaf bzw. sein Junges, das Lamm, ist wohl das wichtigste Tier in der Bibel. Auch wenn ihm zuletzt an Weihnachten Ochs und Esel etwas die Schau gestohlen haben. Immerhin spielen die Hirten, die des Nachts draußen bei ihren Schafen die Wache halten, an Weihnachten eine gewichtige Rolle. Ihnen erscheint der Engel und verkündet die Weihnachtsbotschaft. Und sie waren die ersten, die zur Krippe eilten und das Jesuskind anbeteten. Auf vielen Bildern haben sie Schafe dabei oder schenken dem Kind ein Schaffell, damit es weicher liegt und nicht friert. Das Schaf, besonders das Lamm, war im Alten Testament das beliebteste Opfertier. Nicht weil es geduldig ist und sich, wie es beim Propheten Jesaja heißt, widerstandslos zur Schlachtbank führen lässt. Ich weiß überhaupt nicht, ob Schafe besonders geduldig sind. Ich bin kein Hirte, auch wenn der Pfarrer woanders „Pastor“ heißt, also „Hirte“. Und ich bin kein Schaf – obwohl manchmal geduldige und friedliche Menschen, die sich einiges gefallen lassen, als Schaf bezeichnet werden. Mit der Psyche von Schafen kenne ich mich nicht aus. Dass sie ganz früher gerne als Opfertiere im Tempel geschlachtet wurden, hängt einfach damit zusammen, dass es einerseits in dem kargen Land viele gab. Die meisten Menschen lebten von der Schafzucht. Und deshalb waren sie andererseits sehr wertvoll. Man opferte Gott eben etwas vom Besten, was man hatte.

Deshalb ist unser Schaf ja auch gefesselt. Vorder- und Hinterbeine sind zusammengebunden. Das Tier läuft nicht mehr weg. Widerstand zwecklos. So ergibt es sich in sein Schicksal und liegt ruhig da – so wie es beim Propheten Jesaja in dem berühmten Kapitel über den leidenden Gottesknecht heißt: „Als er gemartert ward, litt er doch willig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank

geführt wird; und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer.“ Für uns Christen ist Jesus der leidende Gottesknecht, das Opferlamm, das Schaf. Im Garten Gethsemane hat er noch gekämpft, wollte nicht sterben als 33-Jähriger, nicht diese Qualen ausstehen. Aber er fügte sich. Aber nicht wie ein geduldiges Schaf, das sich alles gefallen lässt, weil es zu dumm oder zu schwach ist, sich zu wehren. Sondern weil durch seinen Tod etwas Großartiges und Wunderbares erreicht werden sollte: Erlösung und Leben für alle Menschen. So wie es bei Jesaja steht: „Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Oder im Blick auf die Fußfesseln: er wurde gebunden, damit wir frei sind.

Manchmal hat dieses Lamm gleich die Siegesfahne dabei (hier in der Spitalkirche nicht). Dann geht der Blick über den Karfreitag hinaus auf Ostern. Denn Jesus Christus ist auferstanden. In den Markgrafenkirchen steht nicht das Kreuz, das Leiden und Sterben Jesu im Mittelpunkt, das „O Haupt voll Blut und Wunden“, sondern Jesus Christus, der Siegertyp – er, der Sünde, Tod und Teufel überwunden hat. Oft stotzt er vor Kraft wie so ein bodybuilding-Typ. Um das Böse zu besiegen, die stärksten Mächte der Welt, muss man schon stark sein. Wenn das Lamm die Siegesfahne trägt, zeigt uns das: Gott geht einen anderen Weg, seinen Willen durchzusetzen. Er geht den Weg durch Schwachheit und Leiden. Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Es ist schon fast paradox: dieses Lämmlein mit der Siegesfahne, die sonst die großen Helden schwingen, manchmal auch die Maulhelden.

Unser Lamm liegt auf dem Buch mit den sieben Siegeln. Jetzt wird es geheimnisvoll. In der Zeit der ersten Verfolgungen, die noch nicht so blutig und brutal waren wie unter Kaiser Nero, gab es doch schon Anfeindungen und Ausgrenzung. Da benützt man in der christlichen Gemeinde eine Geheimsprache. Man verschlüsselt die Botschaft. Nur die eingeweihten sollen den Sinn verstehen, nicht die die Feinde, die da draußen. (Man könnte an die Verschlüsselung von Nachrichten oder Passwörtern im Internet denken). Das Buch mit den sieben Siegeln ist zur Redensart geworden, wenn man etwas nicht versteht. Oder wenn man jemanden nicht versteht: der ist verschlossen, man bekommt keinen Zugang. Nicht nur einmal versiegelt, sondern gleich sieben Mal – diese heilige Zahl, die Vollkommenheit ausdrückt. Mehr geht nicht. Maximale Geheimnistuerei.

Aber in der Geheimsprache der Offenbarung des Johannes bedeutet dieses Buch mit den sieben Siegeln etwas Anderes. Es ist so etwas wie das Drehbuch für die Apokalypse, das Ende der Welt. Fast wie für einen Film – „apokalypse now“, oder wie es sonst heißt, wenn sich Drehbuchschreiber die finale Katastrophe ausmalen, ausgelöst durch einen Atomkrieg oder durch Außerirdische. An die könnte man denken, wenn man das letzte Buch der Bibel liest. Da kommen Reiter mit tödlichen Waffen, mit Pest und Seuchen wie mit Kampfgas, mit Feuer und Explosionen. Jedes Mal, wenn wieder ein Kapitel dieses Buches aufgeschlagen wird, rollt eine neue Vernichtungswelle über die Erde, noch grausamer als die erste, bis zur endgültigen Zerstörung. Nur die Gläubigen haben Hoffnung, dass sie verschont werden. Ja, es soll ihnen zum Trost dienen, dass diese böse Welt da draußen zugrunde geht, und all das Schlimme gerächt wird, was man den Christen zugefügt hat. Die Märtyrer ernten den Siegeskranz, die Krone des Lebens.

Und was hat das Lamm damit zu tun? In der Geheimsprache ist es Jesus Christus, der dieses Buch öffnen wird, kurz bevor er wiederkommt, die Seinen zu erlösen. Allein das Lamm ist würdig und mächtig, die Siegel zu brechen. Wenn aber dieses Buch geöffnet wird, dann nimmt das Ende seinen Lauf. Ich weiß nicht, ob diejenigen, die diese Bilder mit dem Lamm auf dem Buch in Auftrag gegeben oder gestaltet haben, an all das gedacht haben. In Markgrafenkirchen wird nicht mit der Angst gearbeitet, so wie auf den mittelalterlichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts, wo sich links unter dem richtenden Christus der Höllenschlund für die Verdammten auftut. Ich weiß auch nicht, ob die Menschen noch mit dem nahen Weltende rechneten, so wie Martin Luther es noch tat. 1700 Jahre waren inzwischen seit den ersten Christen vergangen, die stündlich mit dem Ende und der Wiederkunft Christi rechneten. Und so verwandelte sich die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, dass wir nach unserem Tod bei Gott im Himmel sind.

Dann würde sich auch der Inhalt dieses Buches verändern. Nicht mehr das Drehbuch für den Weltuntergang, sondern das Buch des Lebens. Das Buch, in dem unsere Namen geschrieben sind. Die Namen, von denen es heißt: „Gott spricht: Fürchte dich nicht, ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein“. Das Buch ist verschlossen, wir können es nicht öffnen, nicht lesen. Wir wissen nicht, was drin steht. Aber wir können vertrauen, dass unsere Namen dabei sind. Das Lamm, das auf dem Buch liegt, bietet die Gewähr dafür. Das ist doch ein wunderbares Geheimnis. Je mehr man davon versteht, umso unbegreiflicher wird es, dass diese schwache Gestalt mit ihrem Leiden und Sterben uns das Leben geschenkt hat. Unser Lamm ist ja auch mit einer Schleife geschmückt wie ein Geschenk.